

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

225 (27.9.1930) Die Mußestunde

Seine Schwere bei Kub, die bis zu respektablen Stufen anzu-
erken können, erhöhen den Reiz nur. Endlich erwacht ein kühner
Bastard das Vieh und nun geht es mit Dallos zum Schiff. Vorne
gezogen, hinten geschoben, umgeben von einer Menge, die mit
gutem Rat sich kräftig beteiligt, gefasst es meist, die Kub zum
Ufer zu locken. Manchmal kommt es aber auch anders und die
Kub reißt unter Mitnahme der halben Haltemannschaft wieder
aus, und es geht aufs Neue zur Jagd. Ist das Ufer zu hoch, um
Frau Kub oder Herrn Ochs direkt einsteigen zu lassen, so wirft
man den Strid an Bord, schiebt von dort ein wenig, schiebt hinten
etwas nach, bis die Kub den Boden unter den Füßen verliert und
die Wöschung hinunterrollert, worauf man sie mit dem Mastensua
an Bord holt.

Fleisch und Tropfenbige vertragen sich schlecht, und man muß
das Fleisch im Streifen schneiden und an der Sonne trocknen, da-
mit es haltbar bleibt, eine wahre Bombe für Moskito und an-
deres Fliegengeheiß, und appetitanregend für artbedürftige Ge-
müter. Zungen und andere Lederbissen bleiben für Senor Kapitän
vorbehalten, der Rest für die zahlenden Passagiere.

Nun kommt das läbliche Hindernisrennen. Friedlich zieht das
Schiff seine Bahn, da ein Bums, „catacho“, schon wieder so eine
verdammte Sandbank. Mit Sebeln und Binden geht man der
Sache zu Leibe und versucht den Kahn wieder flott zu machen.
Aber es kommt auch anders, namentlich in der trockenen Jahres-
zeit. Da sitzt der Kasten 3-4 Wochen fest auf einer Sandbank,
bis ein gütiges Gefäß es im Innern regnen läßt und der Fluß
steigt und den Kasten über das Hindernis hinweghebt. Und bei
der Menge der Passagiere, dem Verpflegungsgeld in Senor Kapiti-
tans und des Zehntelers Taschen 4 Wochen lang auf einer Sand-
bank liegen, das ist ein Genuß, den man mitaemacht haben muß.
Aber man macht aus der Not eine Tugend und treibt wiederum
Sport, indem man — fisch. Fisch soll sehr gesund sein und be-
sonnig und vor allem keine Magenbeschwerden verursachen, nur
auf die Dauer ist diese Nahrung etwas einträglich.

Doch alles im Leben hat ein Ende und einmal regnet es auch
in Columbian und wird uns der Rio günstiger gesinnt, indem er
Wasser schießt, sodaß wir, wie die Columbianer sagen, relativ-
mente (also verhältnismäßig) ein — einmal ans Ziel unserer Reise
kommen, langsam zwar, aber an Erfahrungen bedeutend bereichert.

Literatur

Wie an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeit-
schriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Verstehe Frauen, Roman von Maria. (Glen-Verlag, Berlin; Großdruck
2.-M., Gantelinen 3.-M.) Ein planter Zeitroman aus dem Leben
männlicher Frauen und Mädchen der heutigen sogenannten „guten“ oder
„besseren“ Gesellschaft. Psychologisch sehr durchdacht, in literarischer
Sprache wiedergegeben schildert die Verfasserin, die geistreiche Schrift-
stellerin Italiens die erotische Entwicklung der Mädchen und Verflochten-
heit dieser Frauen, die sich durch die Erlebnisse mit den ersten Männern,
denen sie ihre Liebe geschenkt, entzweit, füllt und schließlich in den
Armen einer Freundin die Liebe sucht, die sie beim Mann nicht gefunden.

Handbuch der Natur. Mit dem Septemberheft schließt der 5. Jahrgang
der „Arctia“. Aus dem Inhaltsverzeichnis läßt sich ersehen, wie
reich der Inhalt war, der kaum ein Gebiet der Natur- und Gesellschafts-
wissenschaft unberücksichtigt gelassen hat. Ueberall macht sich die ent-
scheidende Richtung für Aufklärung und Fortschritt geltend. Das letzte Heft
führt uns auf einer Vademecorfahrt auf Saale und Elbe. A. Vo-
wisch beschäftigt sich mit neuen Leistungen der Naturwissenschaften.
Am Beispiel des oberbairischen Hasenrucks zeigt Kurt Geng die
Spuren mittelalterlicher Wirtschaftsgeschichte in der
Natur. Ueber den Stand der deutschen Elektrizitätswirt-
schaft wird ein Querschnitt gegeben. Zahlreiche Notizen berichten von
Vereinstellungen. Von der Reise nach Millionen Menschen, der Baum-
wolle, wird die Entstehung und Zukunft erzählt. Schöner geht es auf
die Bedeutung des sozialen Wanderns in der ganzen Welt hin. Alfred
Rieberg behandelt die soziale Bedeutung von Gymnastik, Tanz, Spiel
und Sport und Karl Obermann geht den Zusammenhängen von Kultur
und Krankheit nach. Das Heft „Neues Licht und neues Leben“ beschäftigt
das Heft, das wie immer reich illustriert ist. — Der Beginn des neuen
Jahresgangs sollte eben nach diesen Streben veranlassen, sich über die
großen Zusammenhänge in der Natur und Gesellschaft zu informieren
und ein Monument dieser für die Arbeiterschaft unendlich wichtigen
Zeitschrift einzubringen. Probehefte und Prospekt stellt der Verlag jederzeit
auf Wunsch gern kostenlos zur Verfügung.

Der seltsame Schopenhauer. Unter dieser Ueberschrift bringt die soeben
erschlossene Ausgabe der Frauenzeitschrift „Das Heft“ zum 70. Todesjahren
des Philosophen am 21. September 1800 interessante Einzelheiten aus
seinem Leben. Der reich illustrierte Aufsatz „Mühen im Schloß“, der die
zur Zeit in Schandbrunn stattfindende Maria-Theresia-Ausstellung behan-
delt, verdient kein geringeres Interesse. Ueber die Malerin Charlotte
Berend-Corinth finden wir eine interessante Wanderer. Ein merkwür-
diges Frauenstückchen beleuchtet der Aufsatz „Gräfin Gelet“, die bezaun-
bernde Favoritin Nikolas des Zarlen. Von der seltsamen Art einiger
Fremdheit plaudert der Bilderartikel „Mercuriale Bögel“. — Mit einem
Querschnitt durch die Mode bringt „Das Heft“ die ersten Notizen und
eleganten Herbst-Modellen. Eine Reihe von Bildern, lustigen Zeichnungen
und Erzählungen gestaltet — wie stets — „Das Heft“ abwechslungsreich.
Jeder, der einmal „Das Heft“ gelesen hat, wird sein dauernder Freund
bleiben.

Wahre Detektiv-Geschichten. Spannend und interessant ist wieder der
Inhalt des soeben erschienenen Heftes 13 der bekannten „Wahren Detektiv-
Geschichten“. Neben drei äußerst fesselnden Detektiv-Erlebnissen enthält
die Nummer einen beachtenswerten Artikel über den Schwab der Ein-
brecher, eine anregende Denksportaufgabe u. d. a. Das reich illustrierte
Heft ist zum Preise von 25 Hfr. überall zu haben.
Elegante Welt. Was bringt die neue Mode? Eine Antwort auf diese
Frage gibt die soeben erschienene letzte Nummer der „E. W.“ in einem
ausführlichen Artikel „Pariser Modewörter“, in dem die neuen Kollektionen
der maßgeblichen Modediktator einer Kritik unterzogen werden, aus
der wiederum sich das Bild der neuen Mode feststellt. Sämtliche neuen
Stoffe für Vormittag, Nachmittag und Abend werden in photographischen
Aufnahmen dargestellt, sodaß die Leserschaft des Heftes eine erschöpfende In-
formation über die Modeneuheiten vermittelt.

Käselecke

Doppelreih-Käselecke



Die 5 Wörter:

Dehen, Halle, Erwin, Anfer, Khas

sind in anderer Reihenfolge in vorstehendes Schema einzutragen.
Bei richtiger Lösung machen dann die durch fette Umrahmung
herorgehobenen Buchstaben in Form eines auf der Seite neben-
den Quadrates, mit dem Mittelbuchstaben der ersten Querselle be-
gonnen und von links nach rechts herumgelesen, ein erfreuliches
Gesengeschaft namhaft.

Käselecke

Ein männlicher Name, der längst schon Mode war,
Ein „a“ am Ende ist's eine Dame,
Sag' an, wie heißt das Paar?

Käselecke

Berzehrtil: Die Frau eines jungen Mädchens wird über dem
Clown erschüttert, dessen Halsstricke das Ködchen ist.

Käselecke: Harm — Sarem.

Richtige Lösungen sandten ein: Julius Grimmer, Karlsruhe;
Nachtrag: Frau Ida Lieb.

Witz und Humor

Muster-Anekdoten aus vergangenen Tagen

Als Georg Friedrich Händel Inhaber des Opernbauwes in
London war, dirigierte er, an der Spitze sitzend, das Orchester stets
selber. Da kam es vor, daß das Publikum von dem begleitenden
Spiel des Komponisten so gefesselt wurde, daß es alles andere
vergaß — sehr zum Verdrüß der Sänger. Ein Italiener besonders
der sehr vor sich eingenommen war, schimpfte auf den Meister und
sagte wütend, er werde das nächste Mal von der Bühne auf das
Instrument bringen.

Händel erfuhr davon und bei der nächsten Probe sprach er ruhig
zu dem Sänger: „Ich habe gehört, Sie wollten von der Bühne
berunterspringen. Bitte zeigen Sie mir doch den Abend an, an
dem Sie das Kunststück vollführen wollen, ich werde es dann auf
dem Theatertitel bekannt machen und durch Ihre Sprünge sicher-
lich mehr Geld verdienen als durch Ihren Gesang.“

Johann Sebastian Bach wurde eine Zeitlang von einem
Italiener belästigt, der fast täglich bei ihm vorstach und ihn mit
wertlosen Kompositionen und mit ebensolchen musikalischen Ge-
sprächen langweilte, wobei er die Bach'sche Schule ziemlich abfällig
beurteilte. Der Meister wollte nicht unendlich sein und dem Aus-
länder einfach die Tür weisen, er dachte aber daran, dem prahle-
rischen Musikus, der nebenbei bei jeder Gelegenheit die Kompo-
sitionen seines Landes über alle Gebühr lobte, einen Denksattel zu
verabreichen.

Als zu dieser Zeit der Organist J. L. Krebs aus Zeitz nach
Leipzig kam, um seinen Lehrer und Freund zu besuchen, war Bachs
Plan gefaßt. Krebs mußte sich als Fremdling verkleiden und sollte
während der Anwesenheit des Fremden ins Zimmer treten.

Der vermeintliche Wagenlenker spielte seine Rolle gut. Nachdem
er seine angebliche Werbung gemacht hatte, fragte ihn Bach, ob er
auch Klavier spielen könne. Natürlich bejahte er und wurde ge-
nötigt, vorzuspielen. Krebs brachte nun einige Sonaten meister-
haft zum Vortrag. Die Augen des Italieners wurden vor Staunen
immer größer. Schließlich sagte der Meister zu ihm: „Ja, sehen
Sie, mein lieber, so spielen bei uns die Rutzher!“

Zu Hand n kam eines Tages ein ungarischer Gutsbesitzer und
bat ihn, zur Hochzeit seiner Tochter ein schönes Menuett zu schrei-
ben. Dem Meister, der solchen „Kunden“ noch nicht gehabt hatte,
machte die Sache Spaß. Er sagte also zu:

Einige Tage darauf war der Besteller wieder da und nahm das
Musikstück mit vielen Dankesbeweigungen in Empfang, obne aller-
dings nach der Schuldigkeit zu fragen.

Es vergingen mehrere Wochen. Da hörte Hand n vor seinem
Fenster ein sonderbares musikalisches Getöse, das ihm allerdings
bekannt vorkam. Er trat aus Fenster und sah, wie man unter
diesen Musikklängen einen fetten, blumengeschmückten Ochsen auf
sein Haus zuführte. Voran schritt der Auftraggeber des Menuetts,
das man soeben auf der Straße wiederzugeben versuchte. Kurz
darauf stand er vor dem Meister: „Grüß Gott, Euer Gnaden!
Beil Euer schönes Menuett die Gäste bei der Hochzeit meiner
Tochter so erfreut hat, bringe ich Euch zum Dank meinen besten
Ochsen. Verzeiht ihm mit Gewandtheit!“

Das „Ochsenmenuett“ ist noch oft belacht worden.

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Die Flußbestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

38. Woche 50. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 27. September 1930

Hermann Löns

Von Herbert Reißhoubis

Am 26. September lächelte sich zum sechsbenten
Male der Todestag des gefallenen niederbairi-
schen Dichters Hermann Löns.

Du bist nicht mehr. —

Die Birken stehen wie immer hell und weiß im Wind,
wie immer sinnig die Seide rot und blühenstauer
Dir nach und spricht von ihrem großen toten Kind.

Ich denk so oft an Dich —

ein kleiner Vogel hat zuerst heut früh Dein Lied gesungen;
Nachangelbäume standen tief im Tau, der Nebeltraue Reiben
wisch

dem blanken Tag, und aus der sommerpäten Seide klang Dein
Wort von tausend Jungen.

Hell blüht im weiten hohen Moor
des Silberbaumes Zaubermoor. Ich ach ich gern, den Dir ver-
trauten, sommerbumen;
manch windbewegtes Deiner Lieber traf mein laufend Ohr,
und ich war froh, wir nicht der stumme Wunsch, Du hättest
damals wieder zu uns heimgefunden.

Wie schön und gut ist Deine Welt —

ich dank ihr viel, der stillen wo Dein Fuß voll Andacht schritt.
Nebst dank ich Dir! — Und wenn der Ruf des Säbers übers
Moor hinweg,
dann ist's, als gäb er mir ein Stück von Dir auf meinem Wege
mit.

Du bist nicht mehr. —

Der Abend streut ein mildes Lächeln auf Dein Land;

wie immer sinnig die Seide rot und blühenstauer

Dir nach und wirft ein Leuchten über Deine kalte weiße Hand.

Der „Teufel“

Von Franz Theodor Böck

Wir waren siebzehn Mann im Dammbuch, alles hämmige,
frische Jungens und ein paar finstere Alte dabei. Selten sprach
einer ein Wort, aber wir kannten einer den andern, als ob wir
aufeinander seit Jahren in dem Dredloch gelegen und Lehm und
Wasser geschluckt hätten. Das kam dabei, weil wir wußten, war-
um man von ganzen Los gerade uns hierhergeschickt hatte, wo das
Hochwasser viermal in sechs Wochen den halbtierigen Damm durch-
brochen und jedesmal ein paar Leute mitgenommen hatte.

Nun saßen wir hier in unsem Baststiefeln und schimlen Nies
und Seem in den Fluß und hämmel bei Damm wieder auf. Das
ging freilich nicht so schnell, denn von zwei aufgeschüttelten Fudren
ward regelmäßig eine wieder weggespült und zudem hatten wir
ordnunglich um einen festen Stand zu kämpfen, um unsere Beine
waage in ständig das Wasser. Ein schmaler Streifen des jungen
Dammes lugte schon aus dem Wasser, da riß ihn der Fluß an einer
Stelle wieder ein und unser Capo, der draufgestanden hatte,
erhoff. Am nächsten Morgen kam der „Teufel“ zu uns, das war
der schlimmste Capo im ganzen Los. Wir sagten keiner ein Wort,
aber wir saßen mehr ab und wußten, daß wir von jetzt an keine
gute Stunde mehr haben sollten. Und gleich fing auch an:

„Marisch, los, trauviller! Zum Maulaffenhalten seid ihr nicht
herbeifert! Euch werd' ich zeigen, bei mir wird nicht gepennt!
Wenn ihr was zu fressen wollt, dann schuftet erst mal! Marisch,
los, und freße halten!“

Dabei stand er droben auf dem Damm, wo der noch nicht ein-
gebrochen war und rauchte seine Zigaretten und bekam keinen
Tropfen Wasser ab und gab keinen Tropfen Schweiß.

Wir hatten die Tage her gebuddelt, was das Zeug hieß,
denn schließlich war uns doch auch daran gelegen, aus dem lebens-
gefährlichen Dredloch herauszukommen. Aber das genügte ihm
nicht, er wollte sich ja bei den Inaenieurs lieb Kind machen, in-
dem er den Dammbuch in einer unmöglich kurzen Zeit behob. Ob
wir dabei kopierten, das war ihm gleichgültig, darnach fragten
ja die Inaenieurs nicht. Und doch sprach wieder fetter von uns
ein Wort, nur die Mienen wurden finstere und da und dort
zuckte gelegentlich ein Spaten in einer Hand, wenn der „Teufel“
mit Rippenstößen anging.

Dann folgten ein paar schwere Regentage, der Fluß schwoll
immer höher und wir gaben unser Leibes an Kräften her, um
unsem Jungdamm mit dem Fluß gleichen Schritt halten zu lassen.
Ununterbrochen spritzte der braune Schicht an uns hoch und fast
unheimlich koste es den ganzen Tag an uns vorüber.

Der „Teufel“ wütere. Wenn der Fluß wieder einbrach, bekam
er keine Ruhe weg. Und das konnte jede Minute geschehen.
Flügend stand er den ganzen Tag bei uns, und wenn ihm irgend-
wo einer zu „becken“ schien, gabs eine Flut von Gemeinheiten
und Rippenstößen — wir wunderten uns wohl alle selber, daß wir
wenigstens äußerlich so ruhig blieben. Aber wir kannten ja alle
den Hunger- und was sollten wir auch anfangen?

Am dritten Regentage tobten sie besonders, der Fluß und der
„Teufel“. Alle Augenblicke rannte im Wasser ein Balken gegen
den Damm, daß der erdröhrte, dazu gah es in Strömen, es war
als wäre die Hölle los. Unser „Teufel“ kannte sich kaum vor Wut,
als an der Stelle, wo Karl Pointner arbeitete, ein Stück durch-
brach, ginstig schob er auf den Vermissen los, spie ihm seinen ganzen
Wortschak von Gemeinheiten ins Gesicht und holte eben zum
Schlage aus, als eine Woge angeschossen kam und ihn schleunigst
auf den großen Damm hinaufführen ließ.

„Teiges Dredaas du“, riß nun dem Karl endlich die Geduld,
„komm der jetzt und hau zu, du Stück Elend, du Teufelschinder!“

Dabei hob er sinnlos vor Wut den Spaten um ihn mit aller
Wucht dem brachlosen „Teufel“ nachzuschleudern. Der hätte kaum
ausweichen können, denn da droben, wo er stand, war der Damm
kaum einen Fuß breit, und wir Änderen waren alle zu übertraht
und wären dem Karl, auch schwerlich in den Arm gefallen, denn
für unserm langverhaltenen Haß war dies der Firtze, der endlich
sünden mußte, aber das Wasser kam allem zuvor. Im selben Augen-
blick donnerte es um unsere Ohren, der Fluß brach ein und riß
den Damm an hundert Meter weit nieder. Wir waren alle wie der
Blis nach dem Ufer hinüber und warden uns atemlos um. Wo
eben noch der „Teufel“ geknallen hatte, tosten jetzt die braunen
Wasser. Nach Augenblicke erst merkten wir, daß Karl Pointner
fehle. Aber da sah man ihn schon von draußen durch Lehm-
brocken und Treibholz hindurch sich hereinarbeiten, auf uns zu.
Tiefend kam er an. Unterm Arm schleppte er den halbtoten
„Teufel“.

„Da, du Dredaas!“ leuchtete er und ließ seine schwere Last zur
Erde fallen. —

Am nächsten Morgen bekamen wir einen neuen Capo, aber der „Teufel“,
wenn er irgendwo im Los oder in der Kantine einem von uns
Siebzehn begegnete, sah immer zur Seite, aber schlug, wann es
ging, einen großen Bogen. Er soll aber seither zu seinen Leuten
ganz manierlich geworden sein.

Die Madonna von Bra

Nach einer wahren Begebenheit aus dem Jahre 1670.

Der Kunsthandel, den die hübsche, kleine Bianca Kaffee im
Erbschaftshof eines Hauses in der Nähe des Schlossgartens von Bois
betrieb, lag gar sehr darnieder. Am diesem absulbellen, hatte
Mademoiselle beschlossen, gelegentlich eine oder auch zwei kleine
Unkorrektheiten unterlaufen zu lassen, die geeignet waren, das
Geschäft wesentlich zu heben.

So sah denn an einem schönen Sonntag, während draußen die
Mittagssonne auf das alte Schloß und die Stadtbrücke brannte,
die kleine Bianca in dem hinter ihrem Laden gelegenen Zimmer,
vor sich auf dem Tisch ein Bild, einen englischen Keisersmann
darstellend, wie man es in jedem Bilderladen um fünf Livres
haben konnte, und auf das sie mit einer schmissig und alt wir-
kenden Delfarbe mit einer gewissen Gewandtheit, aber doch sorg-
fältig den Namen des Tintoretto in die untere Ecke auftrug. Sie
pukte, kratzte und verschmuckte noch einiges an dem gewichtigen
Namen und stellte dann das Bildnis unauffällig in den hinteren
Teil des Erkers.

Gegen Abend ging sie in Monsieur Lebonars Gasthaus essen.
Gegen neun Uhr betrat der Chevalier Chaumont, ein fetter Herr
mit bösen und zugleich geritzten Augen, der bummelhaft und
vor nichts zurückweichend der Bevölkerung seiner Galerie
berühmter Meister lebte, ebenfalls das Haus des Gastwirts Lou-
nar, nachdem er sich bei diesem draußen vor dem Hause über die
Persönlichkeit und Anwesenheit der Mademoiselle Ruffec infor-
miert hatte. Er setzte sich in Bianca's Nähe.

„Sie haben ein ausgezeichnetes Essen hier; finden Sie das nicht
auch, Fräulein?“ wollte der Chevalier ein Gespräch beginnen

„Möglich“, sagte Blanche mit abweisendem Gesichte. „Ich glaube, es lebt sich angenehm in Bois; meinen Sie nicht auch, Mademoiselle?“ fuhr Chaumont unbetört fort.

„Ich kann wenig dafür“, machte Blanche. „Und man findet auch, glaube ich, viele liebenswürdige Frauen in der Stadt. Den Eindruck habe ich wenigstens, der ich heute aufkühlend hier durchdrehe.“

„Die Frauen in dieser Stadt, Monsieur, sind genau in dem Maße liebenswürdig, wie einzelne Herren, die hier ganz zufällig durchziehen, aufdringlich sind.“

„Ah, Mademoiselle, wenn ich nicht schon eine so gute Meinung von den Frauen in Bois gefaßt hätte, so möchte ich jetzt wahrhaftig verflucht sein, zu glauben, daß es auch welche gibt, die ungeschicklich die schlechtesten Manieren haben, die sich für gewöhnlich aufdringlich zeigen.“

„Ich bin von Monsieur Scharfmann hingerissen.“

„Ich sehe, kleines Fräulein, wir kommen garnicht weiter. Trotzdem gefallen Sie mir, und ich würde mich freuen, Ihnen irgendwo nützen zu können. Ich höre, der Bilderdamen am Schloßgarten gehört Ihnen. Ich habe auch ein paar Bilder an Hause und sah heute nachmittags bei Ihnen einen englischen Reitersmann. Ist der wohl um swansia Viorets zu haben?“

„Warum haben Sie mich danach nicht gleich gefragt?“

„Sehen Sie!“

„Denn hätten Sie sich Ihr ganzes Geplärre sparen können, Monsieur, denn ich hätte Ihnen gleich geantwortet, daß das Bild nicht verkäuflich ist.“

„Aber, geben Sie, Fräulein, ich will Ihnen, lediglich, weiß mir das Bildchen gefällt, vierzig Lirets bieten.“ Der Chevalier Chaumont verbeugte sich, als ob er ein englischer Reiter darstellendes Bild unter dessen oberer Handfläche die berühmte und vielgeliebte Madonna von Bra von Raffael verstanden sei, und daß er eines von St. Dzierz herübergekommen war, um der Kuffee das Bild abzulösen.

„Das Bild“, versetzte Blanche, „kann Monsieur nicht einmal um vierzigtausend Lirets bekommen. Monsieur scheint nicht zu wissen, daß es ein Tintoretto ist.“

„Chaumont herrte den Mund auf und wuschte sich ein Schweißtröpfchen von der Stirn. Wachte die Kleine etwas?“

„Ein Tintoretto?“ sagte er. „Das ist etwas anderes. Ich biete Ihnen einhunderttausend.“ (Die Madonna von Bra war immerhin ihre hunderttausend wert.)

„Für lediglich ist der Handel gemacht.“ Bild- und Geldübergabe vollzogen sich noch am gleichen Abend im Laden der Mademoiselle Kuffee. Der Chevalier hatte eine nicht gelinde Wut auf die Kleine, denn er wußte, obwohl der Namenszug des Tintoretto ganz ausgezeichnet gemacht war, daß er eine Fälschung sein mußte, und schon im Verger über die rund sechzigtausend Lirets, die er wegen dieser Spielerei hatte bezahlen müssen, der Kuffee noch eins aussauschließen.

Er setzte sich im Gasthaus in seiner Kammer hin und begann, einen Teil der obersten Schicht des neu erworbenen Bildes abzukratzen. Und siehe da! In wunderbaren, gut erhaltenen Farben erschien nach und nach vor ihm Raffael's Madonna von Bra aus dem Jahre 1500. Chaumont hätte schreien mögen vor Freude.

Mit der Madonna begab sich der Chevalier am nächsten Morgen zu Blanche Kuffee. „Fräulein“, sagte er und hielt das Bild zunächst verdeckt, „ich möchte gern, daß wir gleich hier übereinkommen, daß nichts mehr unsere Handlung unglücklich machen kann. Derselben part mir ausweilen Annehmlichkeiten. Wären Sie dazu bereit?“

Das Fräulein beteuerte, daß nichts auf der Welt ihr lieber sei als ein solches schriftliches Abkommen, das alsbald unterzeichnet wurde. Dann zeigte der Chevalier seine Madonna her und wartete mit der Genugtuung auf den Schreden der Kleinen. Blanche schaltete. „Es sieht aus wie die Madonna von Bra“, meinte sie, „was haben Monsieur bloß aus dem guten Tintoretto gemacht!“ Dann nahm sie ein Messer und begann, an der Madonna zu kratzen.

Der Chevalier riß die Schläge, als nun nach und nach die Blöde des Kardinals Masarin unter der abspirigen Farbe sichtbar wurden, so wie der Kardinal etwa hundertfünfzig Jahre nach der Fertigstellung der Madonna von Bra ausgesehen haben möchte.

Als der wutaepische Chaumont draußen war, las die Kleine Blanche gerührt ein Billet ihres Agenten aus St. Dzierz, in dem dieser mitteilte, daß er sofort zu haben, daß der Chevalier von der Madonna erlöste, und daß der Herr bereits nach Bois unterwegs sei.

Nach Singapore — Vorläufig

(Lagebuch einer Weltreise.)

Von Kurt Offenburg

Genevener Armut und Glanz.

Kurz nach Mittag liegek wir schon vor Anker. Fast wie ein D-Ing pünktlich ist unsere Ankunft. Aber was rüstet alle Exaktheit, wenn . . . Ueber zwei Stunden später erst können wir von Bord, — das ist der Tribut, zahlbar an die italienische Bürokratie.

Genova, Stadt am Berg, hügelig gebaut. Von der südlichen Armut des sonnigen Landes. Doch nicht fern der Armut ist die Armut. Nicht die pompoße Piazza di Ferrari, noch die elegante Via Settembre täuschen darüber hinweg. In der ersten Stunde schon schmeckt man den Reizen: die Pauvertät ist nicht heimlich,

verdeckt wie bei uns; offen, zwischen elegantem Leben, kommt sie zum Vorschein. Was zum Wohlsein kommen, weil keine soziale Gesetzgebung den Entredeten hilft. Das armselige alle Mütterchen, der jämmerliche Bettler — verworfen, in Bruchstücken von Lumpen — in allen Straßen, auf allen Plätzen.

Diese Geschlechter, die man mitten in der Stadt sieht, sind nur wie einige Regentropfen, die außerhalb des Wetterzentrums hängen. Im Hafenviertel, jenem dunkelsten Teil Genuas, in das die Fremden höchstens bis zur Verpöberie dringen — ist die Verelendung grauenvoll sichtbar. In diesen verwinkelten und verwachten, enen, lichtlosen, überputzten Gassen und Gäßchen; unter diesen noch aus dem frühen Mittelalter stammenden Bauerngängen mit ihren Kramläden, auf den winzigen Plätzen, wo unter glühender Sonne die Fischhändler dampfen, in Verkaufsbuden, sehr jung und alte, die Frauen mit schlafenden Kindern im Arm umherstehen und einen endlosen Parläver halten vom Vormittag bis in die späte Nacht; hier ist der „Mobilisand“ der arbeitenden Klasse sichtbar. Hier wird dem Blinden augenfällig, daß es in diesem Lande „keine“ Arbeitslosigkeit gibt.

Maier sagt . . .

Maier sagt: „Es gibt keine Arbeitslosenfrage bei uns, weil wir keine Arbeitslosigkeit kennen“. Wer etwas anderes behauptet, der lügt; und Wiener gehören bestraft. Werden von Maier bestraft.

Maier? Wer das ist? Kein anderer als der Diktator. In heimlichen Gesprächen und in gewissen Kreisen ist's der Dedname für Mussolini. Vorsicht! — überall lauschen die großen Ohren der Spindel.

Während der drei Tage des Genevener Aufenthaltes hörte ich seinen richtigen Namen nicht ein einziges Mal. Aber seine Frage, für von falscher Dämonie, grante wie vor Jahren, von den Häuserfronten. Sicher gibt es eine ganze Industrie, die nur von der Schablonenfabrikation lebt, die millionenfach seine Bäume in Blech stanzt, damit die falsche Jüngend jeden Platz, jede Ecke, jedes dritte Haus damit bedeckt.

Die Armut: in tristem Gegensatz zu ihr, die verschwenderische Geste mit der jedem Fremden bei der Einfahrt in den Hafen von Genua die Kriegsschiffe präsentiert werden. Familienweise, zu drei und sechs, liegen die grauen Elendkisten besessenen. Auf sie den friedlichen Handelschiffen anderer Nationen nicht drohend zu: Wir, die falschen Italiens, sind geküßt und bereit!

Was blieb an freudigem Erleben in dieser von Mussolinis Gewaltbeherrschung umschatteten Stadt? Was gab es Frodes für den Freiheitliebenden? Vielleicht die beiden schönsten Tunnelbauten (mitten in der Stadt, zur Umgehung von Steigungen) erbaut im Jahre VI seiner glorreichen Herrschaft? Vielleicht die vier Sorten Kollage und Miska, Schwarzbeinchen und Spigel? Weisheit vom armen Volk. (Wie teuer und schlecht sind jetzt 1925 die Zigaretten geworden. Unsere Tabaksteuer, auch nicht gerade bescheiden, ist ein Pappentheil dagegen.)

Ja, was gab es Frodes? Einige Bauwerke (nicht durch Maier): die alte Sejuientenkirche — Namen vergessen — und der Dom, der beinahe in Florenz stehen könnte. Die Fronten einwoer Palazzo, und den hübschen Bau der Stadt, ein Haus dicht hinter, dicht über das andere getürmt. Und die Wäsche flatternd in Gassen und allen Gäßchen.

Ins Thyrrenische Meer.

Mit einundneinhalb Tag Verpätung endlich abends von Genua ab. Es wurde sechspünzt und geflücht: die Stauer hier haben es nicht eifrig. Sie lassen sich Zeit. Die Bagatelle von 600 Tonnen zu laden, kostet die dreifache Zeit wie etwa in Hamburg oder Rotterdam. Weibst die Frage: hat der Südländer nicht recht, nach seinem Tempo zu leben? Nicht nach dem von Hamburg oder Nework. Zuugeben: für uns — die wir selbst von der Gehäud um die Zeit getrieben werden — ist es schier unfassbar, mit welcher Gelassenheit hier gearbeitet wird. Und mit welcher edler Schamper.

Als wir aus dem Hafen heraus und an Nervi, Kapallo, Portofino vorüber fahren, sind die Häuser schon beleuchtet. Tausende Lichter. Himmern von den Bergen in den Abend, und drüben im Westen steht der letzte rote Widerschein des Sonnenunterganges. Wir drehen — und eine Beilung kragt vor dem Bug, schwimmt im wolkenlosen verdämmernden Blau der volle Mond, gelbrot.

Kaum sind wir in offener See, kommt Wind auf. Wieder beginnt der Rollen zu rollen. Später kommen über Deck, und da das Schiff stark beladen ist und sehr tief liegt, wissen sie leicht bis mittschiffs. Am Mitternacht nimmt das Rollen zu, und wie ich in die Kojen gebe, ist das vertante Wegen gerade so stark, daß ich in wenigen Minuten eingeschlafen bin. Früher einmal — wie lange ist das schon her — machte es seestark.

Im Thyrrenischen Meer. Blau, Wellenlos. Die Küste Italiens bleibt zurück. Am frühen Nachmittage werden wir auf der Höhe von Rom sein. Der Kapitän sagt: an dunstfreien Tagen könne man die Kuppel der Peterskirche sehen. Damit wird es heute nichts werden: der Horizont ist ein wenig verhangen.

Am späten Nachmittage taucht links die Insel Ponzo auf. Wir fahren dicht bei, nur in einer Meile Abstand, aber nichts als ein Leuchtturm und ein einfaches Wäterhaus sind zu sehen.

Die See seit zwei Stunden bewegter geworden, läßt das Boot noch stärker rollen. In gleichmäßigem Auf und Ab verschwinden und erscheinen Meer und Horizont über der Kellina.

Rorbin, als wir gerade bei Tisch saßen, feigten die ersten starken Wellen über das Vorschiff; Klatschen über die Lenden und Hefen

mit dem immer weiter ausholenden Rollen hin und her. Rasch werden die Tischgänger hoch geklappt, damit die Teller nicht davonlaufen. Das Wetter macht sich.

Beinahe Mitternacht. Stand noch eine Weile, schon halb entkleidet, im dem Oberdeck. Der Mond wirft, ungeschicklich, kein Licht auf die stark bewegte See. Das Thyrrenische Meer glänzt, schimmert, irablt, kochendes, fließendes Silber. Im Westen stehen, mächtig hoch, weiße Wellenbänke, in tollen Formationen ineinander geschoben.

Die Passagiere — seit Genua zur Hälfte Engländer — schlafen schon alle. Ein Duzend Menschen, und keiner will mehr, als die Fahrt möglichst rasch beenden.

Schlaf-Tiere fahren durch die Welt. Um fünf morgen früh werde ich geweckt, um den Stromboli zu sehen.

In der Straße von Messina.

Der Stromboli — kurz nach fünf liegen wir dicht querab — roat im blaugrauen Morgenlicht grünlichwarz aus dem Meer. Nur eine kleine gelbliche Rauchwolke steigt aus dem Krater. Mählich aber — nur für eine Minute, wie um seine Macht zu zeigen — eine kurze Feuerfäule. Dunkelrot glühend, mit einer Schattierung in Schwefelgelb, umhüllt von grauweißen Dämpfen. Nur eine kurze Minute — schon vorüber.

An seinem Fuß, dem schwarzen Lavabett abgewandt, liegt friedlich ein großes Dorf: weiß und blank schimmernd. Diese Menschen, sie leben im Schatten des nie zur Ruhe kommenden Feuerpfeilers, haben keine Ausdrücke, die ins Meer flutenden glühenden Lava-massen mit der gleichen Selbstverständlichkeit, wie unsereiner Pöbelchlag und Gewitter.

Zwei Stunden später: Einfahrt in die Straße von Messina. Durch die enge Sella und Charadris, zwischen dem gefährlichen Borprung und reißenden Strudel (siehe Homer) hindurch; die kolabrische Küste zur einen, die hellkristalline zur anderen Seite. Durchs Glas: niedere Reben, Kaufmanns, Schwere Wein, blühend gerecht auf vulkanischem Boden, in der Frucht schon gekostet von der gleichenden Sonne Siliens. Wie lang ist's her, daß wir ihn tranken, den öligen Glühenden Terra nero! . . . Und wieder durchs Glas: Olivenplantagen, Orange- und Zitronenhaine; dreimal geerntet im Jahr.

Da ist Messina, die weiße, immer bedrohte, schrecklich heimgegrühte und längst wieder aufgebauete Stadt. Gleitet vorbei: bebäglich hingestreckt und in paradiesischer Unschuld. . . Ein wenig weiter, etwas „um die Ecke“, erhebt sich der Aetna, unbewohnt, stumm. Nicht viel ist zu sehen von ihm, sein rauchender Gipfel steht tief in den Wolken.

Weiter entlang der kalabrischen Küste — Siliens bleibt zurück, entzündet — dem südlischen Ende Stakens zu: hinein ins Ionische Meer.

Schiffs-Alltag.

Die Passagiere — seltsames Volk. Fahren sie schon durch die Straße von Messina — gleich wird Reggio querab sein — ist ihnen das Frühstück Heber als jeder Wirklichkeit gewordene Traum einer Landschaft. Siben sie eine halbe Stunde bei Raffee und Wurst, inessen draußen — kostbarer Stüd Ede; Musik aus Farbe und Luft, Wasser und Sand, Wolken und Licht — das geschlossene Stüd Mittelmeer durchfahren wird. Seltsame Menschen. . .

Nach der glühenden Hitze des Nachmittags — in Arrubianen Träumen eine Stunde auf Deck gefächelt — ein kühlere, fast kalter Abend. Schon um halb acht wülft Nacht, und je weiter nach Süden es geht, umso früher kommt die Dunkelheit. Der sanfte Uebergang vom frühen Abend zur Dämmerung und in die Nacht verschwindet. Zehn Minuten nach Sonnenuntergang und — jüde Dunkelheit.

Wieder ist's unruhig geworden. Unruhiger als gestern. Seen kommen über, ein guter Wind heult in der Takelage, das Boot rollt, das Glas und Zigarettenstange auf dem Tisch spazieren gehen. Wirds noch „besser“, werden die Stühle bald festgeschraubt. Herüberendes Gefühl, zu wissen, daß man festest ist und die jämmerliche Malade einen nicht mehr packt.

Der Wind nimmt zu, wird allmächtig am Sturm. Häufiger kommen kleine Seen landwärts über Deck. Erst sein; werde noch zwei Stunden arbeiten.

Reinates Intermezzo

Heute, nach genau zwei Wochen, die erste Nacht ohne Schlaf. Welche werden es sein auf dem Stiff in den nächsten Monaten? Vorbereitungen für die Tropen beginnt.

Wie lang, endlos lang, ist so eine Nacht. Man will schlafen und kann nicht. Dreht das Licht wieder an, verflucht zu schreien — es geht nur oberflächlich. Die Ermüdung ist zu stark, um noch konzentriert denken zu können; und dennoch zu schwach, um einzuschlafen.

Dies war nur eine Variante in dem großen Kapitel „See-reisen“.

Am Morgen: Entdeckung der Korraläfer. Beheimatet in den Loderäumen, u. a. auch in meiner Kabine, die ich ab Genua besaß. Kleine schwarze Kreatürchen, die aus Olfassen von jeder Fahrt mitkommen. Ausgans des Schiffes blift nur bedingt. Es ist, als hätten die Tiere sich seit Generationen abwahrgewöhnt angelehnt; den Spuy irgendeiner natürlichen Gasmaske, die sie vor der Verflüchtigung demahrt. Jedenfalls sind Sände, Arme und Knöchel hüßig verflücht (Salinial natürlich ebenso verflücht wie Nässe); aber der Schaden ist harmlos im Vergleich zu Moskitoangriffen, die bald kommen werden.

Auf dem Rio Magdalena

Von Dipl. Ing. Rud. Zollinger

Seute, im Zeitalter des Flugzeuges, der Exzessive und Oceanrenner, wo Entfernungen zu Bagatellen werden, wird die Möglichkeit des arabischen Reisens nach dem Softem der guten alten Zeit immer seltener in der Welt. Und kaum erschlößene Gebiete haben heute ihre Magalinen und der Reisende, der in Bartanquilla Columbiens Boden betritt, kann sich, wenn er genügend Kleingeld hat, mit der Junkersmaschine ins Innere des Landes schaukeln lassen. Doch von dieser Art des Reisens will ich hier nicht erzählen. Auch vom stolzen „Exprek“ soll nicht die Rede sein, der überfüllt mit Ventilatoren und Eismaschinen ausgerüstet, schon zu stinkig ist. Wir wollen mit dem draven, biederen Flußdampfer, Modell Adam und Eva, ins Innere reisen, auf die gleiche Art, wie vor uns schon Generationen gereist sind und noch uns noch Generationen reisen werden bis eine Kesselzerstörung oder sonstige Symptome von Alterschwäche die Welt um ein Stück Poesie ärmer, und die Dampfmaschinenwelt um einen uralten Kasten leichter macht.

Denn, um zu verraten, ausgerüstet wird so ein „teurer“ Kasten niemals. Der wird gefüllt und immer wieder gefüllt und auf Armbingeneweise immer noch einmal zurechtgeführt, wobei Pflanzenstriebe als billig und leicht zu beschaffen eine ausschlaggebende Rolle spielen. So feucht er treu und bran Jahr für Jahr in 14tägiger Bummelfahrt den Fluß hinauf und herunter — Si el rio lo permite (wenn der Fluß es erlaubt) — bis eines Tages sein natürliches Ende auf eben beschriebene Weise ihn ereilt. Eine gute Lebensversicherung ist also auf alle Fälle dem Reisenden zu empfehlen, denn wer weiß, wie nahe ihm und dem Dampfer sein Ende ist, und schwimmen ist auf, nur muß man damit rechnen eventuell im Magen eines Raibans zu enden.

Zunächst also einmal das Neuzere dieser kalten Armadafahrte. Da der Rio ein ungeschickter Fluß ist und eine Flußregulierung Geld kostet, welches nie da ist, so macht unser Fluß eben was er will. Dort wo man heute noch fährt, kann auf der Rückreise bereits eine Sandbank sich etabliert haben, oder kann sich ein abgesehenmter Baumrieze zur Ruhe begeben haben, der nun nichts schlicher wünscht, als unierem Schiff seine Burzen beintücheln in den Leib zu rennen. Also heißt es aufpassen und vor allem, dem Schiff keinen zu großen Tiefgang geben. Auf diese Art entstand der Flußdampfer als flaches Pontonschiff, von nicht mehr als 5 Fuß Tiefgang im beladenen Zustand. Auf diesem Ponton baut sich das Ganze auf. Im unteren Stodwerk der Kessel, die Maschine, Küche, Ladung und Zwischendecker, brüderlich vereinigt. Die Rücklicht auf Reitere sollte die reicherbesühteren Reisenden, die in dem darüberliegenden Stodwerk, in den sogenannten Kabinen bauen, beweisen, möglichst große flache Koffer mitzunehmen, damit die armen Zwischendecker Sitz und Bett vorfinden. Ueber den Kabinen wiederum befinden sich die Kabinen der „Schiffsoffiziere“, die diese gegen reichliche Trinkgelder auch an Reisende verschubern, wobei bemerkt werden muß, daß dies Verfahren für beide Teile Vorteile hat, denn da oben herrscht die beste Luft und willkommene Promenadengelegenheit. Auf diesem Schiffsteil baut sich im vorderen Teil das Steuerhaus auf, das als Schmalbennest an die Kamine sich anlehnt.

Dort oben ist es am allerhöchsten. Da das Schiff des Tiefganges wegen nicht allzuviel Ladung mitnehmen kann, reist die Ladung zum größten Teil geordnet auf großen flachen Pontonschiffen mit, die an jeder Seite des Schiffes paarweise mit diesem verbunden werden. Diese Pontons flören weiter nicht, solange sie tote Ladung sind, sie sind im Gegenteil eine willkommene Erweiterung des Promenadendecks. Hat man aber, wie Flußwärts, meist lebendes Vieh als Beiladung, so ist der Genuß der Riechnerven wegen, ein gefellter.

Gebiet wird das stolze Fahrzeug mit 5012. Dieses ist reichlich vorhanden und billig zu haben von den am Ufer verstreut liegenden Anstaltungen. Da eine Vorstabsung für ca. 5—6 Stunden reicht, muß dauernd an Erneuerung gedacht werden und so sammelt man sich von Seidlung zu Seidlung durch, wobei die Brennstoffübernahme als willkommene Gelegenheit genommen wird, um Erfrischungen an Land zu unternehmen und Land und Leute zu genießen. Als Trimmer funktieren neben der Beladung auch die Zwischendecker. Ueber den zwei oder drei ersten Tagereisen wird nur bei Tage gefahren.

Die Peruvianisierungfrage ist ein Kapitel für sich und verlanat neben guten Mogenerven Sinn für Humor. Vor allem sind Beluche in der Küche zu vermeiden. Das Schiff fahrt vielleicht 200 Menschen, für welche der Kapitän sein Verpflegungsgeld mitbekommt. Mitnehmen tut er aber so viele, wie mitwollen, jedoch oft die doppelte Anzahl an Bord ist. Mehr Verpflegungsgeld gibt es aber darum nicht. Dies wäre alles schon und gut, aber Senor Kapitän will auch leben und für sein Alter sorgen, also verschwindet erst mal ein gewisser Prozentsatz in seiner Tasche. Senor Zahlmeister denkt genau so und lortet auch für sein Alter. Was von dem Geld noch übrig bleibt, verlanat mehr Virtuosen von Köchen.

Das Proviandfassen, z. B. der Einkauf einer Kuh ist auch nicht uninteressant. Beim nächsten Stecker wird angelaufen und Senor Kapitän fesselt um ein Stüd Vieh, nach dem Prinzip: billig und schlecht. Damit hat man die Kuh aber noch lange nicht, da dieselbe irgendwo draußen im Busch herumläuft und als halbwild der Peruvianisierungfrage des Schiffes keinerlei Interesse entgegenbringt. Man muß sie also nunmehr fangen. An diesem Experiment beteiligt sich Alles. Es ist so eine Art Sport, und gelegentliche